

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 13

Artikel: Kino in Oberägypten
Autor: Rollier, Helen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach einer langen Weile erklang die leise Kinderstimme noch einmal auf: „Kannst nicht schlafen, Vater?“

„Ich kann dann schon“, tröstete ihn Zumbrunnen.

Da entschlief das Kind. Es hörte nicht mehr, was Zumbrunnen gegen Morgen vernahm.

Anna war nicht, wie ihr Mann erwartet hatte, zu Bett gegangen. Sie blieb überstürmt von Erregung auf ihrem Stuhl sitzen. Was mußte Zumbrunnen von ihr denken? frag sie sich, und das, was sie einmal für ihn eingenommen, stieg in ihr hoch und machte sie vor Selbstvorwürfen frieren. Aber wildbachgleich, alles überbrausend und mit sich reißend, kam auch die neue Empfindung zurück, daß sie hier auf Arni nicht bleiben konnte, daß sie sich vorkam, als sei sie in die Gewalt eines Tieres oder eines Wildmenschen gefallen und sich ihm entwinden mußte. Gleich einer Feuergarbe loderte die Angst in ihr auf, grundlos und doch nicht zu überwinden. Sie setzte ihr so zu, daß allmählich ihre Vernunft litt, daß sie vor den Wänden zitterte, die sie umgaben, und daß ihr zuletzt nur eines übrig zu bleiben schien: die Flucht, die furchtgepeitschte, kopflose, wahnsinnige Flucht.

Schluß folgt.

Dür ds Wäldli us

Es läufferlet u rägelet,
Dr Bode isch ganz gsprägelet
Bo brunem Loub. Mys Buebli springt
Dür ds Wäldli us u tanzt u singt.

Es tögelet u stüngelet
U gümpelerlet u fünggelet,
Es haselieret u beinlet gschwind
Dür ds Miesch us wie ne Wirbuwind.

Bald pföselet's, bald geit's im Trab,
Dür ds Wägeli uf, dür ds Wägeli ab,
U mängisch blybt s es Rüngli stah
U stuunet d'Tannegrozhli a.

Hermann Hofmann.

Provisorisch

„Bitte, sehen Sie sich bei uns nicht um“, sagt die Hausfrau verlegen und sucht den Blick des Gastes davon abzulenken, daß das moderne Zimmer durch ein plumpes Bett entstellt wird, oder daß ein dunkler Garderobekasten den Eindruck des lichten, zierlichen Wohnraumes verdorbt. „Das haben wir nur provisorisch hingestellt, aus dem Bett machen wir eine hübsche Couch und der Schrank wird in der Farbe der übrigen Möbel lackiert.“ Aber beim nächsten und übernächsten Besuch hat das Bild sich noch immer nicht geändert und man hört auf, sich zu entschuldigen, obwohl man stets ein peinliches Gefühl empfindet, wenn ein Fremder die Wohnung betritt, oder wenn man selbst aus dem gepflegten, harmonischen Heim anderer Menschen nach Hause kommt. Mit einer verhältnismäßig kleinen Geldausgabe und dem festen Entschluß, etwas Mühe nicht zu scheuen, hätte sich das störende Element leicht beseitigen lassen, aber gerade an dieser Entschlußkraft pflegt es zu fehlen und das häßliche Provisorium bleibt.

Oder man legt Briefe „einflweilen“ in irgend eine Lade, stupft sie von einem Platz auf den andern und versäumt schließlich, ein vielleicht wichtiges Schreiben, rechtzeitig zu beantworten; man notiert Ausgaben „vorläufig“ auf einem losen Zettel, statt sie gleich in das dafür bestimmte Buch einzutragen, hat

dann bestenfalls die doppelte Arbeit oder Verdrüß, wenn das notwendige Beleg verloren ging. Man schiebt herumliegende Dinge „provisorisch“ in einen beliebigen Kasten, den man erst nach stundenlangem Suchen zufällig öffnet, um das Gewünschte freudig wiederzufinden. Man schüttet aber auch Benzin oder Salzsäure provisorisch in eine leere Bierflasche, weil man sich nicht die Zeit nimmt, die Flasche mit der richtigen Aufschrift zu suchen, und richtet dadurch unter Umständen unabsehbbares Unheil an. Denn wie leicht kommen Verwechslungen vor, besonders wenn Kinder im Hause sind.

Es gibt sogar Leute, die „provisorisch“ einkaufen, wenn das Geld für den wirklichen Bedarf augenblicklich nicht langt. Ein billiger Ersatz ist rasch beschafft, aber diese verfehlte Sparsamkeit rächt sich gewöhnlich. Entweder bleibt es bei dem ungenügenden und daher unbefriedigenden Provisorium oder man hat sich nur doppelte Kosten gemacht.

Der beste Nährboden für das Provisorium ist Trägheit und Lässigkeit, die Gewächse, die er hervorbringt, sind Unordnung und Unbehagen. Niemand fühlt sich wirklich wohl in einem Raum, wo kein Möbelstück zum andern paßt und wo man sich gar nicht um harmonische Ordnung bemüht, weil alles eben nur „provisorisch“ hingestellt ist, wie ein Koffer in einem Hotelzimmer; und das provisorische Mittagessen, in aller Eile eingenommen, ist stets nur ein schwacher Ersatz für eine richtig zubereitete und servierte Mahlzeit.

Plötzliche Erkrankungen, Todesfälle, Reisen, Übersiedlungen, oder andere unvorhergesehene Ereignisse, sind selbstverständlich ein Entschuldigungsgrund für provisorische Erdedigungen, aber im normalen Alltag sollten sie keinen Platz finden. Es gehört nichts weiter dazu, als etwas Energie und der beste Wille, ein Provisorium gar nicht erst einreihen zu lassen, wozu es nach dem Gesetz der Trägheit nur zu sehr neigt — weder auf sachlichem, noch auf anderm Gebiet. Je länger ein Zustand dauert, desto schwerer ist es bekanntlich ihn zu ändern. Um einfachsten ist, das Nötige womöglich gleich und sofort zu tun oder zu veranlassen, statt es widerwillig auf morgen zu verschieben.

—hl—

Kino in Oberägypten

Zwei Dinge sind auch im hintersten ägyptischen Nest noch zu finden: ein Laden, in dem man Lippenstifte kaufen kann und ein Kino. Meine Landsmännin und ich — die einzigen Schweizerinnen hier — entschließen uns, vorerst einmal Attraktion zwei in Augenschein zu nehmen.

Leider ist der Eingang zum Filmpalast wenig vertrauenerweckend. Zwar steht auf der Fassade in großen Lettern „Grand Cinéma Palace“, aber der Araber unter der Türe, der die Billette kontrolliert, putzt sich eben mit dem Halstuch die Nase, und spuckt darauf kräftig nach hinten aus. Bereits mit einem Anflug von Gänsehaut steigen wir die Treppe hinauf, wo halbgerauchte Zigaretten, verfaulte Kohlblätter, Sardinenreste und Dreck in allen Qualitäten malerisch zerstreut liegen. Im Saal oben ist unsere erste Bewegung: Hand an die Nase, denn die Luft hier spottet jeder Beschreibung. Sie ist aus dem Duft obenerwähnter Ingredienzen, sowie dem von Schweiß, alten Kleidern und in Gesellschaft nicht erwähnbaren Dingen aufs pikanteste gemischt. Trotzdem treten wir tapfer in unsere Loge und schauen ins „Parkett“ hinunter, wo das Volk in dichten Scharen versammelt ist. In den hinteren Reihen haben die „Mehrbeßern“ Platz genommen; jene Ägypter, die von Europa angehaucht sind und nun die errungene Kultur mit Spazierstock und rückwärtiger Quetschfalte im Jackett dokumentieren. Born aber, wo der dritte Platz ist — ja da ist es noch „echt“, da ist der Orient, da ist selber das reinste Kino im Kino. Verlumpte, schmutzige Gestalten in Kleidern, die zerrißenen Nachthemden zum Verwechseln ähnlich sehen, die Köpfe

mit den unmöglichsten Tüchern und Faszen umwickelt; sie schwatzen, lachen, schreien, rauchen und essen fortwährend, werfen unbekümmert brennende Zigarettenstummel und Orangen-schalen im Saal herum und spucken in grohem Bogen aus. Einer geht auf das Podium und macht dort den Hochstand, was mächtig beklatscht wird. Ein Lächeln kommt über einen, wenn man diesen großen Kindern zuschaut, aber doch steht auch leises Schaudern dahinter, wenn man daran denkt, daß die, die heute so harmlos anmuten, vielleicht morgen mit Waffen in den Händen durch die Straßen rennen können; bloß, weil ihnen irgend ein kaltberechnender Machthungriger ein blaues Hemd und ein paar Pflaster versprochen hat...

Das Licht geht aus, und der Film beginnt über die Leinwand zu rollen. Es ist eine amerikanische Geschichte von der zerbrechlichen, platinblonden Sängerin, die heldenmütig in die rauhe Wildnis geht, um ihren geflüchteten, verbrecherischen Bruder vor dem Auge des Gesetzes zu warnen; dieses naht sich jedoch sehr bald in Gestalt eines prachtvoll ondulierten Polizeioffiziers. Natürlich bestrikt der schneidige Leutnant bei nächtlichem Lagerfeuer die Nachtigall, leider am folgenden Tag aber auch das brüderliche Subjekt, sodoch die tragischen Verwicklungen unvermeidlich sind: Tränen fließen reichlich, und das hohe C bleibt in zarter Kehle stecken. Das Publikum da unten allerdings hat für solche Verfeinerungen nicht viel Sinn. Bloß

für zwei Dinge ist das Verständnis riesengroß: erstens, wenn geküßt wird, zweitens, wenn geschossen wird. Da fängt es an zu jubeln, zu schreien, zu klatschen, zu trampeln, daß einem Hören und Sehen vergeht. Kommen diese beiden wichtigen Ereignisse während langer Zeit nicht vor, so gibt die vor populär ihrem Mißfallen durch Pfeifen, Scharren und Rufen deutlich Ausdruck. Endlich naht glücklich das Happy-End: Der Koloraturengel und der Jünger der heiligen Hermandad liegen sich im Dauerkußzustand in den Armen, und unter schmalzigem Song („I belong to youuuu, you belong to meeee“) schließt die Geschichte.

Das Begeisterungsgebrüll im Saal unten schwält zum Orkan; ich kann leider den erhabenden Augenblick nicht voll und ganz genießen, weil gerade eines von den röhrend anhänglichen, einheimischen Haustierchen, zu Deutsch Floh genannt, sich in höchst respektloser und vorschriftwidriger Weise in unsere Loge gewagt hat und nun wahrscheinlich auf meinem Rücken Weitsprünge übt; so entgeht mir der letzte Augenaufschlag der Diwa.

Gottlob wird es wieder hell, und wir streben so schnell als möglich dem Ausgang zu, wo als wirkliches Happy-End dieses Abends die kristallkühle, berausende Nachluft und der klare Glanz des Mondes zwischen dem Sternengefunkel am hellen, morgenländischen Himmel auf uns warten. Helen Rollier.

Bitte mehr Heimatschutz



Es war ein alter, schöner Brauch

Es war ein alter, schöner Brauch,
Dass früher man beim Bauen auch
Wert legte auf des Hauses Bier.
Manch feinen Spruch, manch Wappentier
Sah man an Balken, Tür und Tor —
Von frommem Sinn, wie von Humor
Zeugt mancher Spruch jahrhundertalt,
Von kunstgeübter Hand gemalt.

Nun denkt euch, liebe Leser, aus,
Was wir entdeckt an einem Haus:
Ob einem Tennstor reich verziert,
Ward eine Lampe installiert —
Zersägt, zuleid dem Heimatschutz,
Ward Inschrift, Leu und Bärenmuß,
Und durch das Loch im Tennstor bricht
Der neuen Zeiten grettes Licht.

(Wie wenig oft bei Installationsarbeiten und Reparaturen dem Gedanken des Heimatschutzes Rechnung getragen wird, zeigt obiges Bild der Gemeinde Rüschegg, wo bei der Installierung einer elektrischen Lampe ein Stück mitten aus einem bemalten Tennstor einfach herausgesägt wurde. Die punktierten Linien zeigen die Grösse des Ausschnittes an.)

E. Hostettler.